

Der Trick mit dem Wasser [Fortsetzung]

Autor(en): **Starke, Ottomar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der trick mit dem wasser

kriminalroman von
ottomar starke

Copyright by Carl Dunker-Verlag, Berlin

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Zauberkünstler Don Estéban de Martinez — sein bürgerlicher Name ist ganz einfach Burton — hat einen besonderen Trick, mit dem er beim Publikum Aufsehen erregt: Er füllt zwei Gläser mit reinem Wasser, und auf die Sekunde, die ihm aus dem Zuschauerraum abgegeben wird, färbt sich das Wasser in dem einen Glase grün. — Keinem gelingt es, diesen Trick zu enträtseln. Da treibt den Zaubrer auf der Ueberfahrt von Amerika ein rätselhafter Tod. Er steht eines Vormittags ganz allein an der Reling, da plötzlich dreht er sich um sich selbst, schwankt, stürzt zu Boden und ist sofort tot. Die einzigen, die von ferne das mysteriöse Begeben sehen, sind Burtons Assistentin Francis und Bonpain, ein anderer Artist. Während Francis den Schiffarzt holt, beugt sich Bonpain zu dem Toten und entnimmt dessen Taschen einen Füllfederhalter, eine Uhr und weitere Kleinigkeiten. Bei der Untersuchung des Schiffarztes zeigt es sich, daß der Artist keines natürlichen Todes gestorben ist. Durch eine haarfeine Nadel ist ein tödliches Gift in seinen Körper eingedrungen. Francis gelangt nach Paris. Sie hatte bisher geglaubt, die Tochter Burtons zu sein, doch kurz vor ihrer Abreise von Amerika hat ihr der Zauberkünstler die Erlösung gemacht, daß sie keineswegs seine Tochter, sondern nur von ihm auferzogen sei. Seine Frau, von der er längst getrennt lebe, sei in Paris am Sterben. Ihren eigenen richtigen Namen erfährt Francis nicht. In Paris will sie nun Burtons Frau aufsuchen. Für die erste Nacht findet sie Unterkunft in einem Artistenheim.

Erste Fortsetzung

Gewiß, sie hätte auch Zimmer, allerdings nicht für jedermann; aber das erste gleich neben der Vordertür sei das ungestörteste für beide Teile, wie sie hinzusetzte. Und Francis war mit allem einverstanden, machte sich gleich ein bißchen zurecht und ließ sich von Madame Thiaucourt nur noch sagen, wo man in der Nähe zu Abend essen könne.

Eh bien, die Dame brauche nur der Nase nach zu gehen, so werde sie alle drei Schritte auf eine Kneipe stoßen, auf billige und auf teure, ganz nach Wunsch. Und oben, an der Place du Terre auf die Mère Cathérine, wo die Ausländer verkehrten. Nun, die Dame sei ja leidlich ausgewachsen, sie werde sich schon nicht verlaufen. Sie gab Francis den Flurschlüssel und schärfte ihr ein, leise zu sein, wenn sie spät käme, sie habe einen so leichten Schlaf und sei sehr schreckhaft.

Sie stand hinter den Fenstervorhängen, um dem hübschen Mädchen nachzusehen, ein bißchen neidisch wie alle Frauen; die ihre guten Jahre hinter sich haben. Aber sie war stolz, daß man drüben in Amerika einen ganzen Abend von nichts anderem gesprochen hatte als von ihr, Madame Thiaucourt, von ihrem angenehmen Wesen, ihrer Reinlichkeit und ihren bürgerlichen Preisen. Die Marietta war ein anständiger Kerl, das mußte man ihr lassen, auch wenn sie immer noch mit einer Restschuld von sieben Francs in dem fettleicken Kontobüchlein angemerkert war.

Francis überließ sich dem auf- und abwogenden Menschenstrom wie einem vertrauten, freundlichen Element, wohligh beglückt. Sie war selig, allein mit sich zu sein, und alle diese Menschen mit ihren Interessen waren ihr wie eine Gewähr, daß man sie endlich unbehelligt lassen würde. Wie schön war das! Sie brauchte nicht mehr auf die Minute in einer nach Kampfer und menschlichen Ausdünstungen riechenden Garderobe zu erscheinen, brauchte nicht mehr allabendlich ihre hübschen Beine in fleischfarbenen Trikots zur Schau zu stellen, konnte tun und lassen, was sie wollte, sie war frei!

Sie war frei! ... das hieß, daß sie den Jähzorn Burtons nicht mehr zu fürchten brauchte und nicht mehr sein von Gier entstelltes Gesicht, das ihr unerträglich erschienen war als jeder Zornausbruch. Und sie brauchte auch das seichte Geschwätz dieses Herrn Bonpain nicht mehr anzuhören, der sie mit seinen «vernünftigen» Vorschlägen zur Verzweiflung gebracht hatte. Sie hatte ihm runderhinaus gesagt, er solle ihr jetzt gefälligst ihren Frieden lassen, er hatte zwar böse Augen gemacht, war aber dann taktvoll genug gewesen, sich zurückzuziehen. Er war ja vielleicht ein herzenguter Kerl an und für sich, aber so dumm, was er von ihr wollte, konnte sie sich selbstver-

ständig denken, nun, Schwamm drüber!... Aus!... Vorbei!... Sie wollte an alle Geschehnisse dieser ganzen letzten Zeit nicht mehr erinnern sein!... Heute war sie das glücklichste Mädchen von ganz Paris, weil keine Menschenseele sich um sie kümmerte, als höchstens vielleicht Madame Thiaucourt, die befürchtete, sie könne zu viel Lärm machen, wenn sie nach Haus käme... Dabei war sie doch so leis wie ein Vogel, wußte denn die Madame das nicht!... Und jetzt würde sie zur Mère Cathérine gehen und zu Abend essen, gerade weil es dort teuer war und weil nur feine Leute dorthin gingen. Sie lachte vernügt in sich hinein...

Francis irrte sich! — Sie irrte sich sogar ganz gewaltig! — Einmal blieb sie absolut nicht so ganz unbeachtet, wie sie glaubte, und dann gingen doch immerhin einige der Passanten, die ihren Weg kreuzten, den eigenen Interessen in starker Ideenverbindung mit ihrer hübschen Person nach... Und zum dritten irrte sie sich insofern, als sie glaubte, der Mensch könne ein Programm machen und es dann ganz selenruhig nach Strich und Faden zur Ausführung bringen, so als ob es gar kein Schicksal oder gar keinen Zufall gäbe... Nein, Francis irrte sich ganz gewaltig!

Wenn sie sich ein einziges Mal umgesehen hätte, wäre ihr bestimmt ein äußerst schlaksiger Kerl aufgefallen, der sich mit einer penetranten Zudringlichkeit an ihre Fersen geheftet hatte wie ihr Schatten. Er trug den steifen Hut tief ins Gesicht gesetzt und im Mundwinkel hing eine Zigarette, unter dem Arm hielt er ein dünnes Stöckchen mit schwerem Bleiknopf. Er war untersetzt, machte einen kräftigen Eindruck und gehörte zum rabenschwarzen Menschentyp, den man sich überhaupt denken kann. — Und wenn Francis, statt vernügt und unbeirrt geradeaus zu tänzeln, sich umgeschaut hätte, hätte sie noch einen zweiten Menschen bemerken können, der ihr folgte. Und als ob das Leben immer zu Späßen aufgelegt wäre, war dieser zweite Verfolger in allem und jedem das gerade Gegenteil des ersten, woraus schon ersichtlich wird, daß er groß und blond, kurz germanischer Typus war.

Francis verließ den lebhaften Boulevard Clichy und bog in die dunkle, schlecht erleuchtete Rue Germain Pilon. Das schlaksige Individuum faßte das zweifellos als einen Anbändelungsversuch auf und schien sehr einverstanden mit den Absichten des hübschen Mädchens. Der große Blonde wiederum war sehr erbaud davon, daß der kleine Schwarze so unverdrossen im Kielwasser des hübschen Mädchens schwamm und hielt sich seinerseits in etwa zwanzig Meter Entfernung von dem unvermeidlich heraufziehenden Drama.

Der Schlaksige ging jetzt neben Francis und sprach sie auch schon an, denn sie blieb plötzlich stehen und gab ihm, wie es schien, eine recht deutliche Antwort. Der Kavalier war allerdings nicht maulfaul und behauptete frech, daß sie ihm Zeichen gegeben habe. Sie solle sich nicht zieren, sonst würde er die ganze Straße alarmieren. Es sah ganz so aus, als ob er nicht übel Lust hätte, sofort zu Tätlichkeiten überzugehen.

«Was gibt's denn da?» fragte ruhig der Blonde, der unterdessen herangekommen war.

«Das geht Sie einen Dreck an! — Scheren Sie sich Ihrer Wege und mischen Sie sich nicht in Angelegenheiten, die Sie nichts angehen, sonst könnten Sie allerhand erleben, was Ihnen vielleicht nicht ganz angenehm wäre...»

Der große Blonde zog vor Francis den Hut, ohne sich um den keifenden Kerl zu kümmern.

«Es gibt hier herum viel Lumpengesindel, mein Fräulein! Und da wir beide zweifellos nicht dazu gehören, wird es vielleicht ratsam sein, uns zurückzuziehen, was meinen Sie? ... Sie haben doch nichts dagegen, daß ich Sie unter die Flügel nehme!»

Nein, Francis hatte durchaus nichts dagegen. Eher schon der kleine Schwarze. Er hatte sein Stöckchen an dem dünneren Ende gefaßt und rempelte den Großen an.

«Sie Großmaul, Sie! ... Sie sprechen von Lumpengesindel und wollen mir hier mein Mädél wegfishen!»

Aber der Blonde war auf seiner Hut und bekam den anderen so geschickt am Handgelenk zu fassen, als der zum Schlag ausholte, daß das gefährliche Stöckchen in weitem Bogen auf die Straße flog. Und als der Blonde das Handgelenk seines Gegners ein wenig drehte, brach dieser plötzlich wimmernd in die Knie.

«Ich will dir was sagen, mein Junge... wenn du jetzt nicht augenblicklich lautlos verduftest, dann werde ich mich wirklich ein bißchen in deine Angelegenheiten mischen! ... Das wäre für jemanden, der neugierig ist, gar nicht so uninteressant, glaube ich...!»

Dann ließ er ihn los und fügte ruhig hinzu:

«Und nun mach, daß du fortkommst, Junge!»
Er faßte Francis unter. Er kümmerte sich gar nicht mehr um den schlaksigen Kavalier, der sich im übrigen begnügte, gotteslästerliche Verwünschungen zu murmeln, sein Handgelenk zu massieren und dem Paar mit bösen Augen nachzusehen.

«Wohin wollen Sie, mein Fräulein? Sie scheinen sich hier verlaufen zu haben.»

Ja, wohin wollte Francis eigentlich! Sie wollte allein sein, ganz allein, mutterselenallein, wollte von niemandem etwas hören und sehen und wollte bei der Mère Cathérine zu Abend essen. Aber sie teilte dem großen Blonden nur das Letztere mit.

«Nun, das trifft sich nicht schlecht. Ich war nämlich gerade auf dem Wege zur Mère Cathérine, weil ich auch Hunger habe. Ich bringe Sie also hin, verabschiede mich vor der Tür, komme fünf Minuten später ins Lokal, setze mich an denjenigen Tisch, der am weitesten von Ihrem entfernt ist und kenne Sie nicht mehr... Können Sie pfeifen?»

«Ja», antwortete Francis etwas enttäuscht.
«Und wenn Sie mich brauchen, dann pfeifen Sie», beendete der Blonde seinen Satz.

Francis lachte.
«Gut, wenn ich Sie brauche, dann pfeife ich!»
Sie gingen ein Stück Weges schweigend nebeneinander her.

«Schon lange in Paris?»
Francis nickte ernsthaft und machte ein wichtiges Gesicht.

«Wie lange?»
«Eine Stunde.»

«Was ein netter Mensch ist, der hat auch gleich sein nettes Erlebnis», meinte ihr Begleiter.

«Sie sind ja reichlich eingebildet...»

«Ich bin ein Meter neunzig lang, das macht arrogant», sagte er mit dem ernstesten Gesicht der Welt.

«Schon lange in Paris?» wollte sie wissen.

Er nickte lebhaft. Sie merkte, daß er sich Mühe gab, ihr Gesicht zu kopieren.

«Wie lange?»
«Eine ganze Woche.»

Sie prustete los. Sie fand ihn komisch, das blonde Ungeheuer.

«Geschäftlich hier?» examinierte sie weiter.

«Seit fünf Minuten mehr zum Vergnügen!» sagte er belustigt.

«Aha!»
«Jawohl, aha! ... Und Sie, mein Fräulein?»

«Wie weit ist es noch bis zur Mère Cathérine?»
«Zweieinhalb Minuten, zehn Sekunden.»

«Dann hat es keinen Zweck, Ihre Frage zu beantworten, denn ich brauche zweieinhalb Stunden, zehn Minuten, um Ihre Neugier zu befriedigen.»

